

«Pufferstaat im Interesse Europas»

Der Historiker André Holenstein misstraut der heldenhaften Schweizer Freiheitsrhetorik des 1. August. Pointiert hält er dagegen: Dass es die Schweiz überhaupt gibt, verdanken wir Europas Grossmächten. Die Schweiz, eine Willensnation des Auslands? Von Roger Köppel und Manuel Rickenbacher (Bild)

Seien wir ehrlich: Die meisten Schweizer Historiker halten wenig bis gar nichts davon, wenn man die Schweizer Geschichte 1291 beginnen lässt und die letzten 700 Jahre als mehr oder weniger kontinuierliche Entwicklung eines auf Freiheit und Demokratie codierten Kleinstaats deutet. An den historischen Fakultäten wird die Willensnation Schweiz gerne als Resultat des Wollens ausländischer Grossmächte interpretiert, als Willensnation der anderen. Auch der Berner Geschichtswissenschaftler André Holenstein, 58, argumentiert in diese Richtung, allerdings klug und interessant.

Er ist derzeit vermutlich der beste und bekannteste Vertreter der Sicht, die ich gar nicht teile, die er aber sehr gut begründet: dass nämlich die Schweiz und übrigens bereits die alte Eidgenossenschaft in massgeblicher Weise ein Produkt ausländischer Mächte ist. Die Pointe unserer Geschichte sei deshalb: «Integriert euch!» Im Klartext: Tretet irgendwann der EU bei! Holensteins wichtigstes und jüngstes Buch, «Mitten in Europa», behandelt die Bündnispolitik der Eidgenossen. Es ist ein interessantes Buch, aus dem ich allerdings ganz andere Schlüsse ziehe als der Verfasser. Ist der Witz der schweizerischen Aussenpolitik nicht die Tatsache, dass die Eidgenossen mit ihren Bündnissen nicht die Abhängigkeit, sondern immer ihre grösstmögliche Unabhängigkeit absicherten? Wir trafen Professor Holenstein im prächtigen Hotel «Bellevue» unweit des Bundeshauses zum Gespräch über diese und verwandte Fragen.

Herr Professor Holenstein, wir beschäftigen uns mit der Frage nach Erfolgs- und Überlebensstrategien. Was ist für Sie die grösste Krise der Schweiz in ihrer Geschichte?

Das waren die Jahre von 1813 bis zum Wiener Kongress 1815, eine ganz zentrale Phase. Da war es nicht klar, ob und in welcher Form es die Schweiz, ein Gebilde mit schwach ausgebildeter Staatlichkeit, überhaupt noch geben werde. Es ging um Sein oder Nichtsein.

Es waren die Jahre nach dem ersten Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft. Was machte die Dramatik aus?

Die Grossmächte hatten Napoleon besiegt, und sie entwickelten nun eine Vision Europas, in der die Schweiz eine ganz bestimmte Rolle zu spielen hatte. Nur war diese Vision der Schweiz damals kaum zu vermitteln, vor allem gewissen innerschweizerischen



«Modell eines vernünftigen Bilateralismus»: Geschichtswissenschaftler Holenstein.

Kantonen und den Bernern war sie nicht zu vermitteln.

Welchen Plan hatten die Grossen für die Eidgenossenschaft?

Die Grossmächte wollten, erstens, dass die Schweiz sich staatlich minimal modernisiert. Das hatte die Schweiz in den Jahrhunderten zuvor nicht geschafft. Zweitens hatte die Schweiz neue Landesgrenzen zu akzeptieren. Nicht alle Kantone waren einverstanden, dass neu das Wallis, Genf und Neuenburg dazukamen. Schliesslich galt es, diesem Land zu verklickern, es müsse in der Lage sein, die von ihm gewünschte Neutralität auch militärisch aus eigener Kraft zu verteidigen.

Und warum überlebte die Schweiz?

Weil die einsichtigen Kräfte im Land zusammen mit ausländischen Diplomaten die Lösung einer sich international einbettenden, modernisierten, eben nicht ins Ancien Régime

«Das Comeback Napoleons 1815 brachte die widerspenstigen Kantone zur Einsicht.»

zurückfallenden Schweiz durchsetzten. Sehr viel äusserer Druck war nötig. Das Comeback Napoleons 1815 brachte die widerspenstigen Kantone zur Besinnung, also zur Einsicht, die am Wiener Kongress ausgetütelte Lösung zu bejahen. Der Vertrag brachte der Schweiz ihre erste staatenbündische Verfassung.

Sie sagen: «Die Geburt der modernen Schweiz ist das Produkt ausländischer Staatsmänner und Diplomaten.»

In gewissem Sinne schon. Die geopolitische Situation war am Ende der entscheidende Faktor. Aus Sicht der Grossmächte war die alte, militärisch schwache Eidgenossenschaft, geostrategisch an den Alpenübergängen zentral gelegen, ein Sicherheitsrisiko. Es reichte nun nicht mehr, dass sich die Eidgenossenschaft aus den Kriegen der Mächte heraushielt und sie sich von den grossen Mächten wie noch im 17. und 18. Jahrhundert bei Kriegsausbruch die Neutralität garantieren liess. Die musste sie aus eigener Kraft verteidigen können. Das wiederum erforderte ein Minimum an zentralisierter Staatlichkeit, gegen die sich die Eidgenossen anfänglich sträubten.

Welche Lehre ziehen Sie aus dieser Episode?

Man kann eine Lehre aus der ganzen Schweizer Geschichte ziehen, seit dem späten 15. Jahrhundert: Dieses Land kann nicht isoliert vom geopolitischen Umfeld existieren. Die Schweiz, überspitzt gesagt, ist nicht einfach nur das Werk der Schweizer. Die Schweiz ist das Modell eines vernünftigen Bilateralismus, also der Fähigkeit, mit den Nachbarn gute Verträge abzuschliessen.

Ein Bilateralismus, der sich aber auch zum Ziel setzt, die Handlungsfreiheit und relative Unabhängigkeit der Schweiz zu garantieren.

Vorsicht: Die Schweiz hat bilaterale Verträge geschlossen, die sie in starke Abhängigkeit von grösseren Mächten brachte. Ich scheue nicht davor zurück, die Dominanz Frankreichs gegenüber der Schweiz Mitte des 17. bis ins 18. Jahrhundert als eine Art Protektorat zu beschreiben.

Gehen wir in eine andere Krisenzeit der Eidgenossenschaft zurück: 1291. Welche Bedeutung hat dieses Datum für Sie?

Wir sitzen hier unweit des Bundeshauses. Dieses Datum ist das Resultat eines bundesrätlichen Entscheids am Ende des 19. Jahrhunderts. Die Regierung legte den Geburtstag der Schweiz sozusagen von oben fest. Die Politik erklärte die damaligen neuesten Forschungen der Historiker zum offiziellen Standard.

Was genau war der Kern dieser staatlichen Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert?

Die Historiker beginnen, zu erkennen, dass die alten Chroniken und Überlieferungen des 15. und 16. Jahrhunderts mit Wilhelm Tell, Landammann Stauffacher und dem Rütlichschwur nicht zum Nennwert zu nehmen sind. Die historische Forschung sieht, dass der Quellenwert dieser Chroniken prekär ist, und entdeckt eine Urkunde von 1291, ein Landfriedensbündnis zwischen Uri, Schwyz und Nidwalden, und erklärt nun dieses neu zum Gründungsdokument der Schweiz. Sie macht daraus den Bundesbrief. Allerdings gab es solche Bündnisverträge zu Hunderten im späten Mittelalter.

1291 ist irrelevant?

Aus heutiger Historikersicht ist 1291 ein relativ beliebiges Datum. Das Jahrhundert, in dem die Eidgenossenschaft in dem Sinn gegründet wurde, dass es danach kein Zurück mehr gab, ist das 15. Jahrhundert. Erst von da an sprechen wir auch von einem eidgenössischen Kollektivbewusstsein.

Haben Sie eine Erklärung gefunden, warum sich die Eidgenossenschaft überhaupt gebildet hat? Der Philosoph Karl Popper erklärte die Schweiz einmal zum Produkt der Freiheitsliebe der Schweizer Bergler.

Das ist Geschichtsmetaphysik. Es hätte die Schweiz nie gegeben, wenn die angeblich so freiheitsliebenden Bergler unter sich geblieben wären. Sie waren zu schwach, auch zahlenmässig. Es brauchte die Städte, damit der Raum zwischen Bodensee und Saane unter eidgenössische Kontrolle gebracht werden konnte. Die Städte brachten ihren Territorien allerdings keine Freiheit, sondern belassen sie im Status von Untertanengebieten. Erst auf Druck der Franzosen 1798 erhielten die Untertanen der Eidgenossen die politische Gleichberechtigung.

Widerspricht dem nicht die Tatsache, dass die Eidgenossen als militärische Grossmacht des 14. und 15. Jahrhunderts einige bedeutende Schlachten gewinnen konnten? Der berühmte deutsche Militärhistoriker Hans Delbrück führt das auf den Umstand zurück, dass die Eidgenossen mehr Krieger mobilisieren konnten, weil bei ihnen schon früh mehr Freiheit herrschte als in den Fürstentümern und Monarchien, gegen die sie kämpften.

Gewisse Ereignisse wie die Schlacht bei Sempach 1386 oder die Burgunderkriege 1474–1477 waren in der Tat Weichenstellungen. Die Eidgenossen profitierten im 15. Jahrhundert auch von einem günstigen Zeitfenster für infanteristische Kriegsführung. Damit war es zu Beginn des 16. Jahrhunderts bereits wieder vorbei, als sich das Kriegsgeschehen auf Artillerie und Belagerung konzentrierte. Allerdings zogen keineswegs nur Freie in die Kriege der Eidgenossen. Deren militärische Stärke beruhte im 15. Jahrhundert darauf, dass sie zahlreiche Untertanen für ihre Auszüge mobilisieren konnten.

Sie beschreiben diese frühe Schweiz als Konglomerat unterschiedlicher Interessen. Sie wehren sich dagegen, wenn man dieses Gefüge national überhöht, ihm Gemeinsamkeiten unterstellt, die faktisch damals nicht vorhanden waren. Und es ist ja eine Tatsache, dass die Eidgenossen auch immer wieder gegeneinander Krieg führten und es zahllose heftige Konflikte gab. Umso interessanter ist die Frage: Warum hat es die Eidgenossenschaft nicht zerrissen? Was ist das Geheimnis ihres Zusammenhalts?

Im Bündnissystem der alten Eidgenossenschaft haben die einzelnen Orte ein hohes Mass an Autonomie bewahrt. Die «nationale» Integration blieb sehr begrenzt. Am ehesten noch funktionierte sie als System kollektiver Sicherheit. Es gab Beistandsverpflichtungen, aber eben auch grosse Freiheit für die Orte dieser Eidgenossenschaft. Wichtig ist: Bündnisse bestimmen diesen Beistand, nicht Bundesbriefe. Ein Bundesbrief suggeriert: Man schliesst sich zu einem Bund zusammen. Nichts ist falscher. Man schloss Bündnisse untereinander, um die jeweils eigene Position zu stärken. Die Klammer bildeten die auswärtigen Mächte, vor allem Frankreich. Für die Franzosen war die Eidgenossenschaft ein wichtiger Raum, für den galt, dass dort die Spanier und die Habsburger möglichst wenig zu sagen haben sollten.

Überspitzt: Die Schweiz gibt es nur deshalb, weil keine Grossmacht der anderen das Recht zugestehen wollte, die Alpenpässe zu kontrollieren?

Das ist ein wichtiger Grund. Viele Seiten profitieren davon, dass an dieser sicherheitspolitisch neuralgischen Stelle ein schwacher Akteur ist, der aber gleichzeitig mit den wichtigsten umliegenden Mächten irgend-



«Weichenstellungen»: Schlacht bei Sempach, 1386.

wie verbündet ist und ihnen Gute Dienste leistet, dafür aber auch viel bekommt von ihnen, und dem es seit dem 16. Jahrhundert nicht mehr in den Sinn kommt, als eigener Machtplayer in Erscheinung zu treten. Und die heroischen Sagen der Unabhängigkeit und des Freiheitswillens waren immer auch etwas Balsam für die eidgenössische Seele, denn sie gaben der prosaischen Wirklichkeit, dass man da irgendwie auch von aussen zusammengeschoben wurde, ein etwas heldenhafteres Ansehen.

Methodische Zwischenfrage: Die etablierten Schweizer Historiker – Sie gehören auch dazu – argumentieren immer wieder gegen die Sicht einer langsam, kontinuierlich aus dem Mittelalter herauswachsenden Schweiz. Sie betonen die Brüche, auch den Einfluss des Auslands, das Militärische wird nicht so sehr ins Zentrum gestellt. Wie sehr ist dieses Geschichtsbild ein Produkt des linken 68er Zeitgeists, in dem Sie aufwuchsen?

Ich habe als Primarschüler in den 1960er Jahren noch erlebt, wie uns die Schweizer Geschichte als Heldensage sozusagen ungefiltert in den Nagelschuhen vermittelt wurde. Allerdings habe ich dadurch kein Trauma erlitten. Die Heldengeschichten sind ja durchaus etwas fürs Gemüt. Mein Historikerinteresse hat damit zu tun, dass ich den Blick auf Brüche und die Komplexität der Verhältnisse viel faszinierender finde als dieses lineare Rückwärtsdeuten heutiger Befindlichkeiten oder gar politischer Vorstellungen in frühere Zeiten. Mich interessiert zweitens die vergleichende Perspektive. Wenn ich zum Beispiel den Zeitraum zwischen 1780 und 1820 nehme: Da gibt es

Stadtrepubliken wie Venedig, Genua oder deutsche Reichsstädte, die von der Bildfläche verschwinden, während ausgerechnet dieses seltsame Gebilde der Eidgenossenschaft mitten in Europa diese Phase überdauert. Und da kann ich einfach nicht wegschauen und die

«Der Föderalismus endet nicht zwangsläufig an der Landesgrenze.»

äusseren Einflüsse ausblenden, nur weil es bestimmte Kreise lieber sähen, wenn die Schweiz eine pure Eigenleistung der Schweizer gewesen wäre.

Woher wissen Sie, dass Sie die wirkliche Schweiz erforschen und nicht einfach Ihre politischen Vorlieben in die Schweiz hinein-deuten?

Kein Historiker kann für sich beanspruchen, die objektive Wahrheit zu beschreiben. Wissenschaftliche Historiker sollten aber versuchen, unter Einschluss aller relevanten Fakten und Quellen die plausibelsten Beschreibungen und Erklärungen zu formulieren.

Und wie steht es um Ihre eigene Prägung, um Ihre blinden Flecken?

Wir leben heute in einer anderen Zeit. Wir sind geprägt – ich will das gar nicht verleugnen – von den Erfahrungen der Globalisierung und der Europäisierung. Deshalb erzählen wir andere Geschichten unserer Geschichte.

Zurück zur Kernfrage: Überleben in einer verrückten Welt. Sie sind ein Experte der schweizerischen Bündnispolitik in der Entstehungszeit der Schweiz. Was ist die

wichtigste Lehre? Was ist das Erfolgsrezept der schweizerischen Bündnis- und Aussenpolitik?

Die Schweiz kann nicht gegen die Welt und gegen Europa existieren. Die souveränistische «Der Starke ist am mächtigsten allein»-Politik blendet diese Erkenntnis aus. Der Schweiz ging es gut, wann immer sie mit ihrem Umfeld ein möglichst gutes Arrangement finden konnte. Meine Studien zur Bündnispolitik sind eine Warnung vor jener Selbstüberheblichkeit, die seit einigen Jahren wieder Mode zu werden droht in unserem Land. Es ist ein Appell an die politische Vernunft. Man soll den Bilateralismus ernst nehmen.

Sollte die Schweiz letztendlich der EU beitreten?

Ich finde hochinteressant, was der Literat und Intellektuelle Denis de Rougemont gegen Ende des Zweiten Weltkriegs und danach zu Papier brachte. Es ist die Vision einer Schweiz, die in Europa eine Rolle spielen will. So schlug er 1948 vor, die Schweiz solle als neutralisierter Bundesdistrikt die Behörden der europäischen Föderation beherbergen – analog zur Rolle Washingtons in den USA. Als de Rougemont diese Idee vorbrachte, hätte sie – am Anfang des europäischen Integrationsprozesses – durchaus etwas für sich gehabt. Heute ist sie natürlich längst überholt. De Rougemont kam aber auch zum Schluss, dass der Föderalismus der rote Faden durch die schweizerische Geschichte sei. Daraus zog er die Lehre: Es gibt Aufgaben, die man von unten nach oben verschieben muss. Man schafft übergeordnete politische Institutionen, weil man bestimmte Probleme auf einer tieferen Stufe nicht lösen kann. Das ist Föderalismus – von der Gemeinde zum Kanton zum Bund, vom Bund an supranationale Einrichtungen. Der Föderalismus endet nicht zwangsläufig an der Landesgrenze.

Die Schweiz als Vorbild und dann Mitglied einer verschweizerten EU. Glauben Sie wirklich an diese Utopie?

Es ist für mich immerhin klar, dass es eine geschichtliche Bewegung in Richtung Supranationalität, Überstaatlichkeit, gibt. Dieser Bewegung kann sich die Schweiz nicht entziehen, was sie ja faktisch auch nicht tut. Im Gegenteil: Sie bindet sich über bilaterale Verträge an die EU. Und mit dem sogenannten autonomen Nachvollzug übernimmt sie seit Jahren europäisches Recht, um europafähig zu bleiben. Die Schweiz ist längst ein «Zugewandter Ort» der EU geworden. Was aber ist aus den Zugewandten Orten der alten Schweiz geworden? Irgendeinmal wollten sie ganz zur Eidgenossenschaft gehören und mitbestimmen.

Ist nicht eine wichtige Pointe der schweizerischen Bündnispolitik, dass die Schweizer ihre Bündnisse mit dem Motiv abschlossen, durch Verträge mit anderen Staaten die eigene Unabhängigkeit zu stärken? >>>



«Sein oder Nichtsein der Schweiz»: Wiener Kongress, 1815.

Das ist ein Motiv, keine Frage. Aber die Eidgenossenschaft war recht klug darin, die eigene Autonomie auch dadurch zu wahren, dass sie sich in ein internationales System integrierte – und nicht einfach verweigerte. Man soll sich nicht vormachen, man sei autonom, nur weil man sich nicht integriert. Oft war das Gegenteil richtig.

Sie werden aber sicher zugeben, dass die Schweiz geschichtlich immer ein Land war, in dem es Despoten und Machthungrige schwer hatten. Die Herrscher mussten mehr Rücksicht auf die Beherrschten nehmen, als dies in anderen Gebieten Europas der Fall war. Die Schweiz, das war nicht nur Integration in ein monarchisches Mächtssystem, sondern auch scharfe Abgrenzung.

Das ist richtig. Die eidgenössischen Eliten wussten es und achteten darauf, dass ihr Regiment nicht so stark war. Sie bauten keine stehenden Heere auf und keine gewaltigen Bürokratien. Und sie lernten, dass hier ein massvoller Führungsstil gefragt war – was natürlich die Möglichkeit nie ausschloss, Aufstände brutal niederzuschlagen. Die Eidgenossenschaft war ein Low-Budget-Staat. Das Angebot an staatlichen Dienstleistungen war gering, daher konnte man die steuerliche Belastung der Untertanen in Grenzen halten, was sozusagen ein komparativer Wettbewerbsvorteil der Schweiz gegenüber den umliegenden Monarchien war. Noch im 15. Jahrhundert betrieben Bern und Zürich eine konventionellere, teure Machtpolitik – es war kein Zufall, dass sich damals die Aufstände auf ihren Gebieten häuften. Die Bewohner der Eidgenossenschaft waren nur bereit, die Kosten

einer militärischen Expansionspolitik in einem beschränkten Mass zu (er)tragen.

Sie beschreiben mit anderen Worten, wie sich in der Schweiz schon früh ein Freiheitswillen der Bevölkerung institutionell verfestigt, scheinen selber aber diese Schlussfolgerung aus Ihren eigenen Forschungen nicht ziehen zu wollen.

Was sich in der Schweiz institutionell früh verfestigt, ist der Machtwille der Eliten in den eidgenössischen Orten, die in der Regel ein feines Sensorium für die Grenzen ihrer Macht hatten. Die «Bevölkerung» selber hatte – abgesehen von den Länderorten mit ihren Landsgemeinden – politisch wenig zu sagen. Die Freiheitsrhetorik der älteren Geschichtsschreibung ist in der Tat Ausdruck des nationalpatriotischen Geschichtsmythos des 19. Jahrhunderts.

Warum eigentlich? Sie bestreiten ja nicht, dass die Schweiz – bis heute – freiheitlicher organisiert ist als andere Staaten, wenn wir unter Freiheit auch die Möglichkeit des politischen Mitentscheidens der Bürger verstehen.

Es stimmt: Wer in der Eidgenossenschaft dazugehörte, wer also die Rechte eines Bürgers oder Landmanns in einem kommunal-korporativen Verband besass, war freier. Aber wer nicht dazugehörte, war Untertan oder fremder Fötzel. Selbst wenn der Eidgenosse aus einem anderen Kanton kam. Freiheit ja, aber nur für jene, die dazugehören, und unter der Voraussetzung scharfer Ausgrenzung all jener, die nicht dazugehören. Und vergessen wir nicht: Die Volksrechte sind in der Schweiz auf Bundesebene erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingeführt worden, und zwar auf massiven Druck der Demokratischen Bewegung und der katholischen Opposition gegen die herrschenden Freisinnigen.

Der frühere *Weltwoche*-Chef Lorenz Stucki sprach von der «enormen Freiheit der Leistung» in der Schweiz.

Sie wollen mich jetzt auf das Freiheitsthema festnageln! Die Amerikaner haben doch aus dieser Leistungs-Freiheit eine Art Religion gemacht. Die Schweiz hat die Freiheit grossgeschrieben für die, die schon hier sind und dazugehören. Ich halte das ganz wertneutral fest: Die Schweiz hat eine kommunalistische, also gemeindemässige republikanische Tradition. Dazu gehört es, dass eben nur die in den vollen Genuss ihrer Rechte kommen, die bereits etwas für die Kommune geleistet haben, und zwar kann das länger dauern als nur eine Generation. Das ist ein anderes Freiheitsverständnis als das sehr individualistische der Angelsachsen.

Was ist das Interessanteste, was Sie in Ihrer Laufbahn als Historiker über die Schweiz herausgefunden haben?

Wie europäisch begründet die Existenz unseres Landes ist. Das Element der Verflechtung ist entscheidend.

Ist hier nicht auch der Wunsch Vater der Erkenntnis? Bei manchen Historikern lauert hinter allem Wilhelm Tell. Bei Ihnen steckt hinter allem, wo Schweiz draufsteht, die EU.

Natürlich gibt es auch bei mir die Gefahr des Tunnelblicks. Historiker sind nie völlig losgelöst von ihrer Zeit, doch bin ich überzeugt, gute Argumente für meine Sicht der Dinge zu haben.

Als Intellektuelle sind wir fasziniert von intellektuellen Konstruktionen wie der EU. Sind Sie vielleicht zu fasziniert davon?

Ich sehe als Erfolgsrezept der Schweiz den Bilateralismus. Angesichts der heutigen Krise der EU fällt es schwer, positiv von der EU zu reden, auch wenn sie aus meiner Sicht immer noch eine Erfolgsgeschichte ist. Ich plädiere einfach dafür, dass alle Fakten auf den Tisch kommen. Man sollte den Leuten nichts vormachen. Ich halte heute ein Denken in Kategorien der Unabhängigkeit und Souveränität für irreführend. Mein politisches Denken orientiert sich am Begriff der Verflechtung. Was nicht heisst, dass man keine Interessenpolitik vertreten kann. Das machen die EU-Mitgliedstaaten auch.

Heute leben wir in einer Zeit, in welcher der Nationalstaat zurückkehrt.

Machtpolitik ist wieder da; in einem Ausmass, wie das nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr vorstellbar war. Bei den USA gab es immer Phasen des Rückzugs und des Ausgreifens, jetzt stehen die Zeichen auf Rückzug. Die Russen sind seit je imperial gestimmt. Erdogan bemüht ebenfalls imperiale Muster, er inszeniert sich als osmanischer Herrscher, ein Rückfall hinter Atatürk, der ein klarer Nationalist war. Es ist kein Zufall, dass sich Russland und die Türkei, also zwei Nachfolger imperialer Grossreiche, so gebär-

den. Für Europa stellt sich diese Option nicht. Ein Anliegen der europäischen Einigung war es auch, die europäischen Staaten als dritte Kraft gegen die Supermächte zu positionieren, heute gegen Trumpismus und Putinismus. Die Namen Macron und Merkel beziehungsweise Le Pen und May stehen für die Volatilität der europäischen Politik. Noch vor wenigen Monaten gab es nur Abgesänge auf Europa, nun hat die Stimmungslage wieder gedreht. Vieles ist im Fluss.

Im Westen beobachten wir ein grosses Misstrauen gegenüber den herkömmlichen Parteien; interessant auch Österreich, wo sich Sebastian Kurz gleichsam im Alleingang nach oben schraubt.

Kurz ist fast schon ein Putschist. (*Lacht*)

Genau: Wir haben eine Welt der Umbrüche, Unberechenbarkeiten, Widersprüchlichkeiten. Was heisst das für die Schweiz?

Die bilateralen Allianzen der alten Eidgenossenschaft mit der französischen Krone, mit Österreich und anderen Mächten hatten ihren Sinn, als in Europa Monarchien und später Nationalstaaten miteinander rivalisierten. Heute muss ich akzeptieren, dass sich Europa in eine andere Richtung entwickelt hat. Es nützt nichts, darüber zu jammern. Es gilt, dies zu akzeptieren. Ein gutes Arrangement in Europa ist in unse-



WORTE ZUR SCHWEIZ

«Sie beschäftigten sich in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit mit Kühemelken, Käsemachen, Keuschheit und Jodeln. ... Sie waren arm, aber rein von Sitten, dumm, aber fromm und wohlgefällig vor dem Herrn, brutal, aber breit von Schultern und hatten wenig Gehirn, aber viel Wade.»

Friedrich Engels (1820–1895), Philosoph und kommunistischer Revolutionär in «Der Schweizer Bürgerkrieg»

rem Interesse. Gutes Arrangement heisst: Wir sollten die guten Beziehungen zu unseren Nachbarn nicht durch eine sture souveränistische Politik, durch einen Sololauf aufs Spiel setzen.

Sie plädieren für mich zu sehr für Nähe. Die Schweizer Bündnispolitik war so erfolgreich, weil die Schweizer sich eben nirgends zu sehr reinziehen liessen, weil sie ihre Risiken streuten und Verträge abschlossen mit dem Ziel, ihre relative Autonomie und Beweglichkeit so gross wie nur immer möglich zu gestalten.

Ja, das ging so lange gut, wie in Europa die Mächte und grossen Nationalstaaten gegeneinander standen. In einem sich integrierenden Europa wird diese Politik für die Schweiz

unmöglich. Man kann die Deutschen nicht mehr gegen die Franzosen ausspielen.

Mag sein, aber wenn wir den Blick global weiten: Was einst für die Schweiz nur Europa war, ist heute die zum Dorf zusammengerückte Welt.

Eine verführerische, aber falsche Sicht. Es geht ja nicht nur um Handelsbeziehungen. Es gibt gerade in Zeiten einer Rückkehr der Machtpolitik auch Sicherheitspolitik, und die wird mitbestimmt durch unser unmittelbares geografisches Umfeld. Wir können uns unsere geopolitische Lage nicht aussuchen. Europa hat ein anderes Gewicht für uns als China oder die USA.

Zum Schluss: Wie feiern Sie den 1. August, der für Sie als Historiker ja gar nicht das eigentliche Gründungsdatum der Schweiz repräsentiert?

Ich werde in den Ferien sein in der Schweiz, auf einem Berg oder an einem See.

Werden Sie trotz Ihrer Skepsis eine Rakete steigen lassen? Einen Lampion aufhängen?

Nein, nein. (*Lacht*)

Stiller Protest des kritischen Historikers?

Nein – kein Protest. Ich meine, selber durchaus ein guter Patriot zu sein, auch wenn ich am 1. August nicht viel Herzblut vergiesse. Im Übrigen: Patriotismus bedeutete ursprünglich nicht blinde Vaterlandsliebe, sondern die kritische Verbundenheit des Bürgers mit seinem Gemeinwesen, mit der *res publica*.

Ein volles Haar für jeden

Sie leiden unter Haarverlust und sehnen Sie nach einem prachtvollen Haar?

Dr. med. Arif Altinay, Leitender Arzt Plastische Chirurgie, und Alberto Sandon, Leiter für Haartransplantation können Ihnen diesen Wunsch erfüllen.

«Endlich wieder Haare» dank Haarwurzelschmerzhaft?

Wir verwenden die FUE- Methode (Follicular Unit Extraction). Mit Hilfe des Geräts «Hair-Matic» werden die einzelnen Haarwurzeln aus der Haut entnommen und an den gewünschten Stellen in die mikroskopisch kleinen Schnittchen eingepflanzt. Die Entnahmestelle ist nicht sichtbar.

Ist eine Haarwurzelschmerzhaft?

Sie spüren nur die örtliche Betäubung. Sobald die Lokalanästhesie wirkt, ist die Behandlung für Sie schmerzfrei.

Wann wachsen die ersten transplantierten Haare nach?

Die ersten Haare wachsen etwa nach drei Monaten nach. Bereits nach dem 9. Monat werden

90% der transplantierten Haare gewachsen sein.

Sieht das transplantierte Haar künstlich aus?

Nein. Es werden eigene Haare verpflanzt, deren Struktur und Farbe identisch sind.

Wie viel «Resthaare» braucht man, damit die Transplantation klappt?

Da der hintere Kopfbereich nicht vom genetischen Haar ausfall betroffen ist, ist diese Resthaarmenge ausreichend.

Wie teuer ist die Behandlung?

Ab CHF 4 000.–.



Dr. Arif Altinay

Alberto Sandon

Pallas Kliniken

Gerne laden wir Sie zu kostenlosen Info-Veranstaltungen «Endlich wieder Haare! – Haartransplantation und PRP» ein. Um Anmeldung wird gebeten.

Mo., 28. August 2017, 18.30 Uhr, Pallas Klinik, Limmatstrasse 252, 8005 Zürich

Mi., 13. September 2017, 18:30

Pallas Klinik, Länggassstrasse 18, 3012 Bern

Di., 19. September 2017, 18.30 Uhr,

Pallas Klinik, Louis Giroud-Strasse 26, 4600 Olten

Zudem bieten wir bei der Haarwurzelschmerzhaft eine **kostenlose** und unverbindliche erste **Beratung** an, die Sie **unter 058 335 00 00 oder unter pallas-kliniken.ch/haare** in Zürich, Olten, Bern und Winterthur vereinbaren können.

Vereinbaren Sie Ihren kostenlosen Beratungstermin unter: 058 335 00 00